



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biese, Alfred: Das Dichtergemüt : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihnen findet. Aber was wird aus dem Baphlagonier? Agorakritos antwortet:

Nichts Schlimmes. Mein Geschäft soll er erhalten,
Soll Fleisch zusammenhacken, Wurst verkaufen,
Berauscht sich mit den Gassenbirnen zanken,
Schmutzwasser aus den Badestuben saufen.



Das Dichtergemüt

Von Alfred Biese in Neuwied

(Schluß)



Der Dichter schließt den Schacht verborgener Tiefen auf, und sein Wunderschlüssel ist die Analogie, ist die Übertragung des Geistigen auf das Sinnliche, kurz das Metaphorische. Und wer sagt uns, daß der Dichter nicht auch Philosoph ist, und daß er nicht recht habe mit dieser Weltanschauung? Die Natur nannten auch große Philosophen einen schlummernden Geist, und der große Psychophysiker Fechner kennt nichts Unbeseeltes in dem Weltenall. Freilich vor allem, weil er nicht nur experimenteller Naturforscher, sondern auch Dichter war. Aber ist überhaupt in den großen metaphysischen Lehrgebäuden die Grenze zu ziehen, wo die Wissenschaft aufhört und die Phantasie ihren kühnen Flug zu den Wolken anhebt? Sind nicht die Philosophien Platos, Hegels, Schellings, Schopenhauers großartige Gedankendichtungen? Die Phantasie mischt eben überall ihre Farben hinein; der Mensch ist das Maß aller Dinge, und „das Gefühl belebt das Unbelebte,“ sogar das Abstrakte, die toten Begriffe. Zu allen Zeiten haben die Dichter, kraft der personbildenden Phantasie, Hoffnung, Furcht, Neid, Haß, Liebe, Krieg, Sorge, Armut, Recht, Reichtum usw. zu Wesen voll individuellen Lebens gestaltet. In der Welt des Dichters schlägt der Geier Tod die dunkeln Schwingen dem Unglücklichen um das Haupt, oder der bleiche Gesell pocht mit seinem Fuße an die Pforten der Schäferhütten und der Königsschlösser. Ins bunte Mahl greift er mit eisigkalter Faust und streift die Rosen von den Wangen. Die Sorge steigt sogar auf das eiserne Schiff und bleibt nicht hinter den Reiterzügen zurück, schnell wie Hirsche im Laufe, schnell wie der Ostwind. So bei Horaz (II 16 und III 1): „Das drohende Gespenst der Furcht wandelt überall mit dem Herrn; nicht weicht sie von dem gepanzerten Dreidecker, und hinter dem Reiter hockt die schwarze Sorge.“ Und bei Goethe, am Schlusse des zweiten Teils des Faust, spricht das „graue Weib,“ die Sorge:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Wird' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Als ich grimmige Gewalt,
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Gefelle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht,
Hast du die Sorge nie gekannt?

So heißt es in „Alexis und Dora“: „Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen mir naht.“ Bei Heine: „An meinem Bett in der Mitternacht als Wärterin die Sorge wacht.“

Storm singt von dem Geier Schmerz, Goethe nennt die Hoffnung die Schwester der Phantasie, die Treiberin und Trösterin, andre preisen die Frau Sehnsucht mit den großen verträumten Augen oder die Liebe, die mit glühenden Blicken dich anschaut, das Glück, das auf leisen Behen geschlichen kommt, die Zeit als einen wundertätigen Engel, als allgebietenden Herrscher oder als eine greise Wagentin, deren Fuß gleichgiltig niedertritt, was untergehn muß, und Heine dichtet: „Die Stunden sind aber ein faules Volk! Schleppen sich behaglich träge, schleichen gähmend ihre Wege; tummle dich, du faules Volk.“ Der Morgen grüßt mit Herrscherblick der Berge Häupter oder lächelt froh der Nacht ins Angesicht, sodaß die matte Finsternis flieht, wankend wie betrunken; die tauige Morgenfrühe verjagt mit warmem Hauch, mit blumenheitern Wangen, scherzend all den Wolkendunst. Wie wundervoll besetzt Mörke den Tag in den Zeilen:

Dort, sieh am Horizont klappt sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blüht das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Warum ist hier alles poetisch? Weil alles Anschauung und Empfindung zugleich, weil alles Leben und Bewegung und jeder einzelne Zug, ja der ganze sprachliche Ausdruck, gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein, besetzt ist und doch das Phantasiebild plastisch vor unsern Geist stellt. Mörke hat, wie kaum ein zweiter, auch die Nacht mit echt dichterischer Phantasie aufgefaßt und besetzt in den herrlichen Zeilen:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und feder rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es mild;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtigen Stunden gleich geschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.

Das sind Urlaute eines Dichtergemüts, das noch die personbildende Kraft der Phantasie hat, die einstmals in grauer Vorzeit die Mythen schuf, und zugleich das überquellende Gefühl, das die ganze Natur in seinen Strom

hineinreißt und sie durchtränkt mit Leben, mit Seele. Und Seele ist Schönheit, Schönheit ist Seele. Auf diesem Sage ist die ganze Ästhetik aufzubauen.

Die Kraft des Bildens aber, des Beseelens ist das Wesen der Phantasie; eine Vorstellung reiht sie an die andre, und etwas Neues entsteht; sie verwebt Inneres und Äußeres, Lebendes und Totes in eins, sie ist die Sinnliches vergeistigende und Geistiges versinnlichende Bildkraft der Seele. Ihr, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, gibt deshalb Goethe den Preis unter den Unsterblichen, mag sie als wohlthätige Fee uns mit heitern Bildern umgaukeln, oder mag sie mit fliegendem Haar und düsterm Blick im Winde sausen um Felsenwände und tausendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechselnd, wie Mondesblicke den Sterblichen scheinen.

Phantasie und Gemüt schaffen dem Dichter sein eigentümliches Weltbild. Mit dem Auge und dem Ohr der Phantasie sieht und lauscht er in die Welt hinein, und sein warmes Gemüt nimmt alles, was das Leben ihm reicht, mit Sympathie auf, und so dringt er in das Wesen der Dinge ein und breitet in Sinnsprüchen, Balladen und Dramen seine Weisheit aus, denn die besten Gedanken stammen, vor allem bei ihm, aus dem Herzen. Und wer möchte leugnen, daß die Menschen von den Poeten mehr als von den Philosophen zu einer höhern und reinern Auffassung des Lebens, nach Wert und Bestimmung, geführt worden sind? Wem in der Kindheit das Herz warm und die Phantasie rege geworden ist durch Sage und Märchen, wer in der Jugend Besonnenheit und Begeisterung geschöpft hat aus den Werken Schillers und Goethes, wem überhaupt die größten Dichter der Weltliteratur von Homer bis Goethe zu Führern auf dem Lebenswege geworden sind, der kann nicht geistig verarmen und sittlich verrohen. Und wer an den großen Humoristen der Engländer und der Deutschen, von Fielding bis Dickens, von Jean Paul bis Reuter hin, immer wieder Frische und Heiterkeit und den Sinn auch für das Kleine und Unscheinbare zu beleben vermag, der wird sich nimmer in Pessimismus verbittern und sich niemals in untätiges Grübeln verlieren.

So kann ein echtes, rechtes Dichtergemüt der Welt zum Segen werden. So rühmt denn auch die Gräfin Leonore im „Tasso“ neben der ernstesten Unterhaltung mit dem klugen Manne, der uns belehrt, die Dichtkunst, denn es ruhet „unser Ohr und unser innerer Sinn gar freundlich auf des Dichters Reimen aus, der uns die lieblichsten Gefühle mit holden Tönen in die Seele flößt . . . Sein reizend Leid, die selge Schwermut lockt ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.“ . . . „Sein reizend Leid — die selge Schwermut!“ sagt Leonore. Das sind kühne Dymora, es scheint ein unvereinbarer Widerspruch zu sein zwischen Reiz und Leid, zwischen Seligkeit und Schwermut. Und doch! Ein Dichterherz umfaßt himmelhoch jauchzende Freude, aber auch abgrundtiefen Schmerz.

Wir haben bisher nur die Lichtseiten des Dichtergemüts betrachtet. Es hat auch seine düstern Schatten. Noch dazu bei „Tasso“ selbst. Worin liegt aber, auch im allgemeinen, dieses Leid und diese Schwermut, trotz der reizvollen Form, in die sie sich kleidet, begründet? Jeder tiefer angelegte Mensch empfindet schmerzlich den tragischen Doppelsinn unsers Lebens, das in der Erde

wurzelt und zum Himmel emporweist, das zwischen hohem Wollen und schwachem Vollbringen hin und her schwankt, das tief getaucht ist in den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit. Gerade ein empfindliches und empfindsames Dichtersherz, das sich weich und willig allen Eindrücken hingibt, wird leidvoll unter diesem Drucke der Unvollkommenheit alles menschlichen Beginnens stehn.

Ein gefühlvolles Herz nennt Rousseau, der große, sich selbst belauschende und kritisierende Psychologe, eine unselige Himmelsgabe. Wie es dies werden kann, wenn sich mit dem Talent nicht ein fester Charakter, mit der Tiefe des Gemüts und der Lebhaftigkeit der Phantasie nicht auch nüchterne Überlegung und Besonnenheit verbinden, das lehrt uns Tasso. Er ist eine problematische, eine tragische Natur. Wohl ist ihm „der Dichtung holde Gabe“ verliehen, wohl „zog die schöne Welt den Blick des Knaben mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,“ aber schon frühe, unter „der Eltern unverdienter Not“ mußte er erfahren, daß dem Glück der Schmerz beigelegt ist, und auch als die Gunst der Großen ihm die Sorge des gemeinen Lebens nahm, mußte er doch an sich erleben, daß sich in den Lorbeer des Dichters die Dornen des Leides winden. Doch sein größter Feind ist sein eignes überschwengliches Herz. Als die Prinzessin ihn mit dem Kranze Virgils krönt, nach der Überreichung seines Werkes an den Herzog, da weiß er sich nicht zu lassen; der Kranz sengt ihm seine Locken, Fieberhitze bewegt sein Blut; er empfindet es heiß, daß nicht der Besitz beseligt, sondern das Streben nach hohem Ziel. Und hat er sonst sein Leid dem einsamen Hain geklagt, so will er nunmehr dort sein Glück genießen; in phantastischem Traume malt er es sich aus, sodas Leonore ihm ein „Erwache! Erwache!“ zurufen muß.

Tasso ist in seinem weichen Gemüt ein Freund der Einsamkeit, des Selbstgenusses; er will „lieber frei im stillen mit seinem Geist sich unterhalten“ als sich unter Menschen mischen; so verliert er den richtigen Maßstab für die Dinge, für sich selbst wie für andre. Er spinnt sich in sich selber ein; so wird er denn argwöhnisch und mißtrauisch. Und diese grüblerische Phantasie spiegelt ihm Verrat und Tücke vor, wenn er nur einen Brief nicht finden kann, den er in seinem unpraktischen und unordentlichen Wesen selbst verlegt hat. Scheu meidet er die Welt, weil er keinen Tadel vertragen kann, weil ein solcher ihn niederdrückt bis zur Verzagttheit und Verzweiflung. Und doch wie wahr sind die Worte des Herzogs: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen“ und das andre: „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.“ Der Herzog sieht kraft seiner gesunden Lebensauffassung etwas Krankhaftes in dem reizbaren Wesen Tassos und sucht zu helfen, ohne „die Schuld des rauhen Arztes“ auf sich zu laden. Vor allem sucht er „Sicherheit und Zuversicht seinem Busen einzuprägen.“ Aber wie sehr es gerade hieran dem Dichtergemüt mangelt, das sehen wir bei Tassos erster Begegnung mit seinem Widersacher Antonio, der sogleich scharf seine Welt von der des Tasso trennt und mit begeisterten Worten das kluge Wirken des Papstes in der großen Welt der Tat und der diplomatischen Kunst rühmt, der für die schöne Kunst und für Wissenschaft nur so weit Raum läßt, als jene ziert und diese nugt. Nicht das übertriebene

Lob Ariostens, das Antonio mit bewußter Schärfe gegen Tasso richtet, drückt diesen nieder, sondern er fühlt sich „in streitender Verwirrung“ mit sich selbst, in innerm Zwiespalt; seine ganze Seele ist gefüllt von den „Gestalten jener Welt,“ die sich lebendig, rastlos, ungeheuer um einen großen, einzig klugen Mann gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. So fühlt er sich selbst in seinem Unwert, er, den kurz zuvor das Lob des Fürsten zu den Sternen hob. Aber nur sanft und mild braucht das Wort der Prinzessin voll tiefer, verhaltener Neigung an sein Ohr zu schlagen, da berauscht er sich an Wonnen, die er sich träumt, da schwillt ihm heiß die Brust: „Blicke freudig! Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt, und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder in unbekannte, lichte Zukunft hin!“

Doch ein so leicht entzündbares Herz hat der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht Widerstandskraft genug, nicht immer wieder bitterste Enttäuschungen und Niederlagen zu erleiden und aus allen Himmeln zu stürzen. Schneidender läßt sich der Kontrast nicht denken als seine gehobne Stimmung, in der er um Antonios Freundschaft, freilich allzu eilig, wirbt, und der beißende Hohn, der aus Neid und Eifersucht geboren ist, bei dem kühlen Diplomaten. Und so muß es denn zu einem heftigen Zusammenstoß kommen zwischen dem Dichter, den die Gleisnerin Hoffnung zu weit getrieben hat, der ganz Verehrung und Vertrauen, ganz Seele und Gemüt ist, und dem Staatsmanne, der mit den Pfeilen seiner Augen und seiner Zunge den Nebenbuhler in der Gunst der Frauen und den Liebling der Musen auf das schönödeste angreift. Wohl reißt „der hohe Dichterschwung“ den Jüngling hinweg, aber dem andern fehlt das große Gemüt, das den Neid nicht kennt; und hämisch stachelt er den Fürsten auf, den Tasso, der den Degen zog, wegen der Verletzung des Burgfriedens auf das strengste zu bestrafen. Zwar verhängt der milde Alfons nur Zimmerhaft über den Dichter, aber dessen Gemüt ist durch die schwere Enttäuschung völlig verdüstert; er fühlt sich als „Verbrecher“ und legt den Degen und den Kranz zu den Füßen des Fürsten nieder. In seiner Einsamkeit bohrt er sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein; in völliger Verkennung der Milde und Güte seines Herrn sieht er nur Sorge und Not seiner harren: „Das häßliche, zweideutige Geflügel, das leidige Gefolg' der alten Nacht, es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt. Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt, dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaugt, dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?“ So spricht ein Gemüt, das in sich haltlos geworden ist und Menschen und Dinge völlig verkennt. Mit Recht kann Leonore klagen, daß seine Sanftmut, sein gefällig Wesen, sein schneller Blick, sein richtiger Verstand, mit dem er sonst jedem gab, was ihm gehört, sein Gleichmut, der ertrug, was zu ertragen ist, die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe ihm abhanden gekommen ist. Doch er erwidert: „Töricht ist's, in allen Stücken billig sein; es heißt sein eigen Selbst zerstören.“ Er will hassen, denn Haß gehöre wie die Liebe zum Leben, beide seien notwendig wie Tag und Nacht, wie Wachen und Schlafen. In allen klugen Ratschlägen sieht er nur Verschlagenheit und List, in der Freundin nur die kleine Schlange, die heranschleicht und mit glatter Zunge zauberische Töne zischt. Antonio, der sein

Gleichgewicht wiedergefunden hat und dem Herzoge den gefeierten Dichter erhalten will, lenkt friedlich ein, aber alle Beschwichtigungsversuche werden zunichte an der Verbohrtheit dieses sich selbst und andre quälenden Dichtergemüts, das sich von allen gehaßt wähnt. Auch von der Prinzessin, die in elegischen Klagen der Gräfin ihr schmerzgefülltes Herz ausgeschüttet hat und ihn nicht entbehren kann, den Seelenfreund. Doch Alfons hofft, daß durch eine Reise nach Rom der Dichter „die schöne Harmonie der hergestellten Sinne“ zurückgewinnen und froh und ganz geheilt heimkehren werde nach Ferrara.

In Wahrheit wetteifert also alles, den trüben Sinn zu erheitern, aber Tasso bekennt selbst: „Dies Gemüt ist nicht von der Natur bestimmt; ich fühl es leider! auf weichem Element der Tage froh ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.“ Vergebens mahnt der Fürst: „Entreiß dich dir selbst! Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert!“ Erst als die Prinzessin ihm sanften Balsam zarter Reigung ins wunde Herz gießt, erwacht er wie aus schwerem Traum, um aber sogleich dann ins volle Gegenteil umzuschlagen; die sanfte Freundschaftsregung nimmt er als Liebe; ihn packt die wildeste Leidenschaft, und er reißt im Ungeklüm die Erschreckende an sein Herz. In demselben Augenblick erscheinen Alfons und Antonio. Des Dichters Schicksal ist besiegelt. Noch einmal verzerrt sich alles vor seinem geistigen Auge ins Fragenhafte: eine Verschwörung war das ganze Spiel, das ihn vernichten sollte, Antonio das Haupt, der Kerkermeister und der Marterknecht, die Prinzessin die Sirene, „die Buhlerin, die kleine Künste treibt“! So rast er, und nur mit Mühe vermag das wilde Blut die ruhige Rede des besonnenen Mannes, der nun als Freund zum Freunde spricht, zu beruhigen, sodaß er sich gefangen geben muß. „Du gibst zu viel dir nach“: damit trifft Antonio den wunden Punkt dieses weichen Dichtergemüts, dem die Selbstzucht fehlt. Er ruft ihm zu: „Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, vergleiche dich! Erkenne, was du bist!“ Da dämmert es endlich dem gequälten Dichter auf, daß er in der Irre gegangen und sich und die andern völlig verkannt hat. Sein Glück an dem Hofe zu Ferrara hat er zwar auf immer verscherzt; aber ihm bleibt als Trost sein Talent, das ihn über die Menge emporhebt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“ Er vergleicht den Antonio mit dem festen, unerschütterlichen Felsen und sich selbst mit der sturmbewegten Welle. Wohl weiß er: „im Sturm die Welle flieht und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über“; aber dieselbe mächtige Natur, die den Felsen gründete, gab auch der Welle die Beweglichkeit! Sie gab dem Dichtergemüte die Empfänglichkeit und Regsamkeit und die anschmiegende Weichheit, und „in dieser Woge spiegelte so schön die Sonne sich, es ruhten die Gestirne an dieser Brust, die zärtlich sich bewegte“; d. h. alles, was groß und hehr und ewig an Gedanken ist, das findet in dem Dichtergemüte seinen hellen Widerschein tiefen Verständnisses. So soll Antonio nicht gering von ihm denken, sich seiner felsenharten Kraft nicht überheben, wenn auch der unglückliche Poet ihn nun erfaßt, wie sich der Schiffer endlich noch an jenen Felsen festklammert, an dem er scheitern sollte.

Wir wissen am Schlusse des Dramas nicht, sollen wir es eine Tragödie des Dichtergemüts nennen, sollen wir an den Untergang des Helden glauben, oder dürfen wir hoffen, er werde sich aus all der Irr- und Wirrsal retten und sich hindurchringen zur Harmonie des Innern, zum Gleichgewicht eines wiederhergestellten Gemüts. Jedenfalls hat Goethe ein Dichterherz im Überschwange der Freude und des Leidens dargestellt, voll Naturwahrheit und Lebenskraft, wie es in der Weltliteratur seinesgleichen sucht. Und er konnte es, weil er selbst ein so großer Dichter war und nichts gestaltete, was er nicht in sich durchlebt und durchkämpft hätte, in heißer Leidenschaft, in bitterm Ringen. Er selbst hatte aufs tiefste den Widerstreit von Poesie und Leben erfahren, und ähnlich wie den Antonio dem Tasso läßt er die Muse in der „Zueignung“ dem als Übermenschen sich fühlenden zuzurufen: „Wie viel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich! Leb mit der Welt in Frieden!“ Vor Selbstüberschätzung und vor Selbstunterschätzung muß sich der schöpferische Mensch bewahren; er muß stolz und doch wieder demütig, kühn und doch wieder bedächtig sein. Was in der „Zueignung,“ was im „Faust“ der Weisheit letzter Schluß ist, das können wir mit dem Worte des „Wilhelm Meister“ kennzeichnen: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.“ Die Selbstzucht, die Erkenntnis des eignen Wertes und die Erkenntnis der Schranken, die nun einmal jedem gesetzt sind, haben Tasso gemangelt; darum ist er unglücklich geworden; Antonio weist ihm den Weg, auf dem er genesen kann.

So haben wir im „Tasso“ ein Dichterbild voll zwingender innerer Wahrheit; wir sehen zu den Höhen seligen Schaffens und seligen Schauens empor und in die Abgründe eines sich selbst zerstörenden Gemüts. Wir sind erschüttert von der Tragik eines Dichterlebens, die zugleich die Tragik des Menschenwesens überhaupt in sich schließt; denn ein Dichter ist weder ein Gott noch ein Wunder, sondern eben ein ganzer, reicher Mensch, mit besonders feinen seelischen Organen, mit besonders tiefem Empfinden und mit der Fähigkeit, dieses in glaubhaften, naturwahren Gestalten darzustellen. Goethes „Tasso“ löst das Dichterproblem mit seiner tiefen Tragik in so vollendeter Weise, weil es diese in den Bereich des Allgemein-Menschlichen emporhebt. Wir sind ja alle entweder Tasso- oder Antonionaturen; die Menschen gleichen entweder der Martha oder der Maria im Gleichnisse Jesu; ja ganze Völker sind in ihrer Art auf den einen oder den andern Ton gestimmt; ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen den Griechen und den Römern. Das Vollkommne besteht in der harmonischen Vereinigung der Gegensätze. So sagt die Gräfin Leonore, die Natur hätte ihr Ideal erreicht, wenn sie aus Antonio und Tasso einen Mann gebildet hätte. Goethe selbst aber erscheint uns deshalb so groß, weil er diesem Ideal so nahe wie wenig Sterbliche gekommen ist und in sich die Versöhnung von Kunst und Leben gewonnen hat. Aber solches Ideal ist nur in schwerem Geistesringen und in heftigen Herzenskämpfen zu erreichen, und daran hat es Goethe wahrlich nicht gefehlt. Davon gerade gibt uns der „Tasso“ ein so lebendiges und wirkungsvolles Zeugnis.

So wird die Dichtung zur Erlösung von Druck und Spannung für den Dichter selbst und für uns zur Offenbarung dessen, was in Duft und Dämmer in unsrer Seele schlummerte. Poesie ist Lebens- und Ewigkeitspiegelung zugleich, sie ist Welterklärung im Zauber der Sprache und im Lichte des tiefbewegten Gemüths.

Wer ihre Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.



Im Lande des Kondors

Plandereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)



in schöner Zug im chilenischen Volksleben ist der große Familien-sinn der Leute. Zwar ist er übertrieben groß und unterstützt dadurch die Liederlichkeit, aber trotzdem besser so als gar nicht. Kein Chilene läßt einen andern ihm nahestehenden, einen Verwandten fallen, so lange er es nur irgendwie vermag. Mit Kind und Regel ziehn die Verwandten zu dem Familiengliede, das noch etwas besitzt. Da werden sie ohne Widerrede unterhalten, so lange noch etwas vorhanden ist, und ist alles ausgeplündert, so ziehn sie weiter zu einem andern. Dieser Sinn der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung tritt oft ganz besonders rührend bei den Armen hervor. Keiner weist den andern von der Tür, sei er ihm auch noch so fremd. Etwas zu essen findet der Hungrige überall; auch ein Nachtlager, wenn auch noch so primitiv, wird dem Bittenden gewährt. Oft genug allerdings wird diese weitgehende Gastfreundschaft ausgenutzt und übel vergolten. Aus dem Gaste wird oftmals der Wolf, der über seinen ahnungslosen Wirt herfällt. Eine große Vaterlandsliebe zeichnet das ganze Volk ohne Unterschied des Standes aus. Wie beschämend ist es für uns, offen eingestehn zu müssen, daß wir Deutschen hierin sowohl wie in der gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung von den Chilenen nur lernen können. Ein militärischer Geist durchzieht die ganze Nation. Daß sie tapfer und todesmutig ist, hat sie mehr als einmal bewiesen. Schlimm bestellt aber ist es mit der allgemeinen Volksbildung. Wohl haben frühere Regierungen in dieser Beziehung viel geleistet. Lyceen und Volksschulen bestehn in den meisten größern Städten und werden auch vom Volke bis zu einem gewissen Grade fleißig besucht, obwohl es keinen Schulzwang gibt. Die Lehrkräfte, unter denen viele Ausländer sind, müssen als gut angesehen werden. Der Unterricht, auch der in den höchsten Lehranstalten des Landes, ist frei. Einzelne Schulen sind, was die Baueinrichtung anlangt, tadellos, die meisten der Volksschulhäuser sind jedoch höchst primitiv. Doch da sieht es ja auch im lieben Vaterlande noch hier und da recht dürftig aus. Trotz der reichen Gelegenheit zur Bildung aber ist in den Städten, sogar in den bessern Kreisen, noch eine gewaltige Unwissenheit, besonders auf dem Gebiete der Hygiene vorherrschend. Ich will hierüber